

SWR2 Forum Buch

Vom 12.06.2016 (17:05 – 18:00 Uhr)

Redaktion und Moderation: Gerwig Epkes

Mit neuen Büchern von: Matthias Hirth, Judith Hermann, Kate Tempest, Brigitte Giraud, Norbert Gstrein, Roland Krause

Matthias Hirth: "Lutra, Iutra"

Voland&Quist Verlag

25 Euro

Rezensent: Eberhard Falcke

Judith Hermann: "Lettipark"

S.Fischer Verlag

18,99 Euro

Gesprächspartnerin: Sigrid Löffler

Kate Tempest: "Worauf du dich verlassen kannst"

Rowohlt Taschenbuch Verlag

14,99 Euro

Rezensentin: Zoe Beck

Brigitte Giraud: "Einen Körper haben"

S.Fischer Verlag

19,99 Euro

Gesprächspartnerin: Ursula März

Norbert Gstrein: " In der freien Welt"

Hanser Verlag

24,90 Euro

Rezensent: Ulrich Rüdener

Roland Krause: Hurenbalade

Balaena Verlag

17,90 Euro

Rezension von Arndt Peltner

Bitte beachten Sie:

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

Service:

SWR2 Forum Buch können Sie auch als Live-Stream hören im **SWR2 Webradio** unter www.swr2.de oder als **Podcast** nachhören:
<http://www1.swr.de/podcast/xml/swr2/literatur.xml>

Kennen Sie schon das Serviceangebot des Kulturradios SWR2?

Mit der kostenlosen SWR2 Kulturkarte können Sie zu ermäßigten Eintrittspreisen Veranstaltungen des SWR2 und seiner vielen Kulturpartner im Sendegebiet besuchen.

Mit dem Infoheft SWR2 Kulturservice sind Sie stets über SWR2 und die zahlreichen Veranstaltungen im SWR2-Kulturpartner-Netz informiert.

Jetzt anmelden unter 07221/300 200 oder [swr2.de](http://www.swr2.de)

Matthias Hirth: "Lutra, Iutra"

Von Eberhard Falcke

In den dreißiger Jahren des 18. Jahrhunderts malte und zeichnete der Engländer William Hogarth seinen berühmten Zyklus über den moralischen Niedergang und menschlichen Absturz eines reichen Bürgersohnes. „A Rake's Progress“, „Die Karriere eines Wüstlings“ betitelte er sein Bildwerk, in dem sich die mahnende Botschaft auf possible Weise mit der brachialen Unterhaltsamkeit der geschilderten Fehlritte verbindet. So justiert jede Zeit ihre moralischen Maßstäbe, indem sie sich mit den gerade aktuellen Formen der Normverletzungen und Grenzüberschreitungen auseinandersetzt.

In dieser Buchsaison gibt es gleich zwei umfangreiche Romane, die sich trotz aller unumgänglichen zeitgemäßen Relativierung ebenfalls als Geschichten von Wüstlingskarrieren bezeichnen ließen. Im einen Fall handelt es sich um den Roman „Der Jonas-Komplex“ aus der Feder des Wiener Schriftstellers Thomas Glavinic, obwohl darin die für heutige Wüstlinge typischen Sex-Drugs-und-Trallala-Tollereien

des Helden von der dominierenden Dramaturgie einer Besserungsgeschichte gehörig in den Hintergrund gedrängt werden.

Ganz anders liegen die Dinge in „Lutra lutra“, dem zweiten Roman des Münchner Autors Matthias Hirth. Da beschließt der Held mit Namen Fleckenstein, kurz Fleck genannt, gleich von Anfang an, sich auf die große Ausschweifungs-Sause zu begeben und daran wird er auch über die gut 700 Seiten des Romans unbeirrt festhalten. Schon auf Seite 16 hat ihn das Nachtleben verschluckt, seine Hand arbeitet sich zielstrebig durch die Unterwäsche einer angetörnten jungen Frau und deren künftiger Gatte - Heiratstermin ist schon bestellt - macht neo-libertär die Triole komplett.

Bald darauf erweitert Fleck seine sexuelle Zuständigkeit entschlossen auf das eigene Geschlecht. In Schwulenkneipen wird ihm von allen Seiten signalisiert, daß er auch als Männertraum eine ausgezeichnete Figur macht. Er greift die neuen Kontaktmöglichkeiten auf, zunächst mit leichtem Widerwillen, schnell jedoch bewegt er sich in den erotischen Netzwerken, die sich ihm da eröffnen, wie ein Fischotter im Wasser. Das ist gewiß auch ein Grund dafür, daß der Roman als Titel den lateinischen Namen dieses Tieres trägt: Lutra lutra. Der andere Grund, den der Autor dafür erfunden hat, ist der Umstand, daß das Jahr 1999, in dem der Roman spielt, das Jahr des Fischotters war. Und dieser taugt zweifellos hervorragend als Wappentier für den Helden Fleck, der sich in erotischer Hinsicht ebenso gewandt wie gewissenlos und gefräßig zeigt.

Matthias Hirths Roman „Lutra lutra“ ist zugleich ein erotischer Bildungs- und Selbstfindungsroman und er ist es auch wieder nicht. Genauso wie man seinen Helden, diesen Fleck, als einen Wüstling unserer Tage ansehen kann - und auch wieder nicht. Woher diese Widersprüchlichkeit? Tatsächlich durchläuft Fleck eine ganze Folge nächtlicher, grenzüberschreitender Bildungserlebnisse und doch geschieht das offensichtlich nicht, um ihn zu einem entwickelten Menschen zu bilden. Und zweifellos sucht er in Exzeß und luststeigernder Eskalation eine verschärfte Wahrnehmung seiner selbst, dennoch aber gibt es keine Anzeichen dafür, daß er das tut, um sich zu emanzipieren oder dem eigenen Wesen näher zu kommen. Das könnte man nun als einen Fehler des Romans betrachten, als ein Versagen des Autors bei der erzählerischen Sinnschöpfung. Viel plausibler aber läßt sich das als Befund deuten. Dann wird der Roman nämlich lesbar als ein großer erfahrungsreicher Versuch über die Frage, welche Bedeutung erotisches Abenteuer und sexuelle Grenzüberschreitungen heute noch haben können. Zu Zeiten von William Hogarth und bis ins zwanzigste Jahrhundert hinein hätte Matthias Hirths Romanheld mit seinen nächtlichen Eskapaden und seinem anti-bürgerlichen Lebensstil zweifellos zum Wüstling getaugt. Im Jahr 1999, am Vorabend unserer heutigen Gegenwart also, kann er diese Rolle eines gesellschaftlichen Skandalons jedoch längst nicht mehr spielen. In unseren Zeiten, da der direkte Weg vom Coming out zum Standesamt auf emanzipatorisch erfreuliche Weise gebahnt ist,

hat das symbolische Kapital der schwarzen Sündenromantik fraglos entscheidend an Kurswert verloren.

Das große existentielle Wagnis, das noch bei einem Georges Bataille vor sechzig Jahren mit sexuellen Eskapaden verbunden war, erscheint für den Helden von Matthias Hirth aufs äußerst Übersichtliche geschrumpft. Dennoch ist die anarchische Kraft der Exzesse nicht völlig verschwunden. Sie hat sich nur aus dem Feld der großen sozialen Kontroversen zurückgezogen in die engeren Bezirke des Mit- und Gegeneinanders der Einzelnen. Davon erzählt Matthias Hirth in seinem Roman. Das macht er eindringlich und überzeugend, weil er seinen Helden weder heroisiert noch durch historische Anleihen überhöht. Stattdessen wahrt er realistische, für unsere Tage zeittypische Dimensionen. Wenn Fleck sich aus dem Berufsalltag einer Werbeagentur ins wilde Nachtleben verabschiedet, dann ist das so als würde er eine Auszeit oder ein Sabbatical nehmen. Ein paar von der Großmutter geerbte Tausender machen es möglich.

Trotzdem finden sich auch auf seinem Weg schroffe, abgründige Risiken. Als er sich nach einer großen Missetat für Momente dem Bösen nahe fühlt und dostojewskischen Empfindungen nachspürt, nimmt man ihm das ohne weiteres ab. Für die Erschütterungen seines Helden bis ins Innerste hat Matthias Hirth den richtigen treibenden, fesselnden Ton gefunden. Vor allem ist es zeitgemäß absolut schlüssig, daß Fleck am Ende, anders als der Wüstling von Hogarth, nicht etwa im Irrenhaus landet sondern in einem OP-Saal, wo er sich durch Entfernung der Mandeln für den nächsten Lebensabschnitt fit machen läßt. Die große Orgie ist gelaufen, jetzt mag was anderes kommen.

Ein solcher Gesellschaftsroman über das Nachtleben und die erotischen Dunkelräume unserer Zeit war lange nicht zu lesen. Was er über aktuelle Ausschweifungen und ihre Ökonomie verrät, das macht ihn zu einer höchst aufschlußreichen erzählerischen Expedition.

Kate Tempest: "Worauf du dich verlassen kannst"

Von Zoé Beck

Becky hat ihre Ausbildung zur Tänzerin mit Auszeichnung absolviert, bekommt aber kein festes Engagement und muss Kellnern. Weil das nicht reicht, verdient sie vor allem ihr Geld mit erotischen Massagen. Harry heißt eigentlich Harriet, vertickt Drogen im großen Stil und liebt Frauen, obwohl sie das Wort „lesbisch“ nie ausspricht. Pete ist Harrys Bruder, wohnt mit Mitte zwanzig noch beim Vater, will und bekommt keinen Job und verliebt sich in Becky. Auch Harry ist in Becky verliebt, aber das ist nicht die einzige Komplikation, die es im Debutroman von Kate Tempest gibt. Hier im London südlich der Themse steuern die Schicksale von mehreren jungen

Menschen aufeinander zu, kreuzen sich, verwirren sich ineinander und miteinander und lösen sich erst am Ende. Zum Teil mit Wut und Tränen, zum Teil mit Geduld und Zeit.

Heimlicher Protagonist ist der Londoner Süden, der für die traditionell ärmeren Stadtteile steht, für soziale Unruhen und Aufstände. Lange Zeit wurden Touristen davor gewarnt, die Themse zu überqueren, mittlerweile aber ist die Gentrifizierung in vollem Gange. Davon sind auch die Charaktere in diesem Roman betroffen. Sie finden sich kaum wieder in dieser Stadt, die sich dramatisch verändert, sie wissen nicht, ob das noch ihre Heimat ist. Sie oszillieren zwischen Partys, auf denen sie sich langweilen, einem Alltag, der sie nicht ausfüllen kann, Drogen, die ihnen auch schon lange nichts mehr wirklich geben. Und sie suchen. Nach einem – Zitat – „Quäntchen Sinn. Nach irgendeiner flüchtigen Vollkommenheit, die ihnen das Gefühl geben könnte, lebendig zu sein.“

Harry und ihr Sandkastenkumpel Leon sparen seit vielen Jahren die Einkünfte aus ihren Drogendeals. Sie haben beschlossen aufzuhören, wenn sie eine Million zusammenhaben. Davon sind sie nicht mehr weit entfernt. Was danach kommt, wissen sie nicht so ganz genau, aber zumindest Harry hat einen Traum: ein Begegnungszentrum will sie aufmachen. Eine Art Café, in dem sich alle, die wollen, wohlfühlen. Ihre Sehnsucht nach Liebe und Geborgenheit ist groß. Becky hingegen weiß, dass sie nicht mehr viel Zeit hat, ihren Traum als Tänzerin umzusetzen, mit sechsundzwanzig ist sie langsam zu alt. Und doch will sie alles auf eine Karte setzen und sich von Pete, mit dem sie irgendwie eine Beziehung anfängt, nicht einschränken lassen. Der kommt wiederum mit ihrem Nebenjob als erotische Masseurin nicht klar, lebt aber gern von dem Geld, das sie damit verdient.

Diese jungen Menschen, die so verloren und unsicher an ihrem Leben vorbeileben, sind sicherlich nicht die Paradebeispiele für eine ganze Generation. Wie könnten sie das auch sein. Ihre Generation ist so heterogen wie jede andere auch. Sie sind alle Außenseiter, und auf so unterschiedliche Arten, dass man sich zu fragen beginnt, ob es nicht vielleicht in Wirklichkeit nur Außenseiter gibt. Kate Tempest, die gefeierte englische Wortkünstlerin, kennen einige schon durch ihre Gedichte und Theaterstücke, vor allem aber durch ihre Musik. In ihrem ganzen bisherigen Werk kann man den Figuren, die im Roman auftauchen, bereits begegnen. Mal konkret und unter demselben Namen, mal in einer Stimmung, einer Straßenszene, einer Andeutung, einem Gefühl. Die Autorin beschreibt das Innenleben ihrer Figuren stets in wunderbarem Kontrast zu ihrer Außenwahrnehmung. Wie cool sie bleiben, während in ihnen alles explodiert, wegschwimmt, auseinanderbricht. Sie alle passen nicht in diese Welt, sie müssen sich passend machen, und das wiederum macht sie kaputt. Sie nehmen Drogen, um sich zu spüren und um nichts mehr zu spüren. Die Widersprüche leben mit ihnen, sind ständige Begleiter.

Kate Tempest erzählt ihr Figurenensemble mit viel Liebe, Charme und Witz, mit großartiger Prosa, die schön von Karl und Stella Umlaut ins Deutsche geholt wurde. Die Geschichte um Becky, Harry, Pete und Leon trägt an sich keine vierhundert Seiten, aber die vielen kleinen Ausflüge in die Vergangenheit der Figuren, auch zahlreicher Nebenfiguren, reichern die Geschichte an, ohne sie zu lähmen. Jeder dieser Mini-Lebensläufe erweitert den Blick auf den gesellschaftlichen Hintergrund, auf die Verhältnisse in England, konkret im Londoner Süden in den letzten Jahrzehnten.

„Happy End“ heißt das vermeintliche Schlusskapitel anspielungsreich, und bei einer Geburtstagsparty verschwindet das „Happy“ in der „Happy Birthday“-Girlande unauffindbar. Es gibt keinen Zuckerguss zum Ende, was wunderbar ist. „Worauf du dich verlassen kannst“, der deutsche Titel des Romans, lässt beim Lesen die Frage aufkommen: Worauf kann ich mich denn verlassen? Und die Antwort lautet hier: Am besten auf gar nichts. Obwohl, doch. Auf eines kann man sich verlassen. Auf die Ausdruckskraft dieser Autorin.

Norbert Gstrein: " In der freien Welt"

Norbert Gstrein hat sich immer weiter aus seiner Heimat in die Welt hineingeschrieben, hat sich in seinen Büchern in die Ferne aufgemacht und dabei nach dem Zusammenhang zwischen Leben und Politik, Individuum und Geschichte gefragt. Spielten seine ersten Bücher noch in den Gegenden seiner Herkunft – Gstrein, 1961 geboren, stammt aus einem kleinen Dorf in Tirol –, so beschäftigten ihn irgendwann Fragen nach historischer Wahrheit und fadenscheinigen Identitäten. Dabei wurde das Erzählen stets zugleich hinterfragt, die Konstruktion von Wahrheit im Erzählen und Erinnern mitreflektiert. In seinem neuen Buch „In der freien Welt“ ist das nicht anders: Es ist dem amerikanischen Dichter Alan Kaufman gewidmet, einem späten Nachfahren der Beats, mit dem Gstrein seit vielen Jahren befreundet ist. In der Hauptfigur seines Romans schimmert dieser Alan Kaufman durch – anders aber als Gstreins Held erfreut sich der echte Kaufman glücklicherweise bester Gesundheit. Ulrich Rüdener hat „In der freien Welt“ für Sie gelesen:

Beitrag

Ganz am Ende des neuen Romans von Norbert Gstrein steht der Satz, der die vorhergehenden fast 500 Seiten zu legitimieren scheint, 500 Seiten voller Suchbewegungen und Erinnerungen, Missverstehen und Unsicherheiten.

Zitat 1

„Er hatte mir den Auftrag gegeben, über ihn zu schreiben, aber er konnte natürlich unmöglich wissen, was dabei herauskam. Ich erinnerte mich, wie er gesagt hatte, ich solle bloß kein Opfer aus ihm machen, ich solle keine Hemmungen haben, ihn so darzustellen, wie ich ihn sah, und gar nicht erst versuchen, deutsche Literatur zu schreiben über das tausendste auf dem Dachboden entdeckte Manuskript mit einem Juden, der noch edler sei als die edelsten Indianer in den Indianerbüchern.“

Beitrag

Der Auftrag wird durchaus erfüllt: Die Hauptfigur, die Züge von Norbert Gstrein trägt, gibt sich alle Mühe, aus der Enkel-erzählt-vom-Nazi-Opa-Literatur herauszukommen; er bemüht sich geradezu eines amerikanischen Erzählmodus, der etwas Weltläufiges und Weitschweifiges hat. Zugleich geht das auch schief. Aber dazu später.

Den Auftraggeber lernen wir nur posthum kennen – es handelt sich um den Dichter und Maler John, einen amerikanischen Juden, Sohn einer Holocaust-Überlebenden und ehemaligen Trinker, Frauenheld und Draufgänger. John war einstmals im Kibbuz, vor allem deshalb, weil die Mädchen dort so leicht herumzukriegen waren. Er hat in der israelischen Armee gekämpft, wurde herzlich willkommen geheißen als einer jener „Muskeljuden“, wie sie der neue, von allen Seiten bedrängte Staat gerne in seinen Reihen sehen wollte. Um nie mehr Opfer sein zu müssen wie seine Ahnen, zieht er es vor, selbst eine Waffe in die Hand zu nehmen. Freilich ist das nur die eine Seite: Hinter der Hemingway-Maske, die sich John überzieht, hinter der Coolness und Stärke und dem polternden Auftreten steckt noch ein anderer. Ein Mann mit Rissen, Brüchen, Selbstzweifeln. Vor allem in seinen Bildern ist dieser Verletzte zu erkennen. Sie tragen Titel wie „Selfportrait as a Hated Jew“ und zeigen die Verwüstungen, die der Seele zugefügt werden können. Norbert Gstreins Ich-Erzähler Hugo war mit diesem John seit Studententagen befreundet, und doch ist er ihm stets ein Rätsel geblieben. Als er die Nachricht von Johns gewaltsamem Tod in einer dunklen Seitengasse San Franciscos erhält, wird er nicht nur in einen Mordfall hineingezogen, sondern noch einmal in das Leben von John. Was mit John geschah, ist den Zeitungen nur eine kurze Notiz wert:

Zitat 2

„Es war wenige Tage nach seinem einundsechzigsten Geburtstag, ein Zufall wahrscheinlich, und die ersten Berichte in den Online-Ausgaben des San Francisco Chronicle und des Examiner gleichen sich fast aufs Wort, sind hier überschrieben mit ‚Poet dies in knife attacks‘, dort mit ‚Poet knifed to death‘, ohne weiter darauf einzugehen, dass er Schriftsteller war.“

Beitrag

Um keine falschen Hoffnungen aufkommen zu lassen: Der mysteriöse Mord an John bleibt unaufgeklärt, auch die Vermutung, dass es nicht nur ein Zufall, sondern eine gezielte Attacke auf einen Juden war, bleibt Spekulation. Dennoch hängt die Frage nach den Umständen des Todes die ganze Romanhandlung über in der Luft. Ungelöst und unerlöst bleibt bei allen Anstrengungen des Erzählers Hugo, eines eher mittelmäßigen österreichischen Schriftstellers, auch das Wesen Johns: Hugo hat ihn einst, da studierte er – wie übrigens auch der Autor Norbert Gstrein – in San Francisco Mathematik, als einen faszinierenden Bohemien kennengelernt. Als Epigone der Beat-Dichter konnte er mit der Rezitation seiner unveröffentlichten Gedichte gehörigen Eindruck schinden. Auch auf Hugos junge Freundin, die John

ihm damals ausspannte. Trotzdem entstand eine Nähe, die nun in Rückblenden erzählt wird; es war eine jener Begegnungen, die sich eingraben ins Gedächtnis und die eigene Weltsicht bestimmen. Die Freundschaft muss tief, geradezu obsessiv gewesen sein, denn Hugo reist nach Johns Tod durch die halbe Welt, um die gemeinsamen Orte aufzusuchen, Freunde Johns zu treffen, sich ein Bild des Dichters zusammzusetzen, der vor allem mit seinem autobiographischen Roman „Days Like These“ über seine jüdische Herkunft für Furore gesorgt hatte. Es soll ein komplexes Bild dieses oftmals ungebührlich auftretenden, von vielen angefeindeten, von einigen innig geliebten Mannes entstehen.

Norbert Gstreins Methode, die wir schon aus seinen früheren Büchern kennen, wird rasch deutlich: Wie ein Puzzle setzt sich diese Biographie zusammen, und niemals sind die einzelnen Teile ganz passgenau – immer scheint etwas zu haken. Das ist durchaus programmatisch gemeint. Der Konstruktion einer stringenten, sich umstandslos zusammenfügenden Wirklichkeit wird zutiefst misstraut. Die verschiedenen Perspektiven, die der Rechercheur und Nachrufer Hugo aufführt, widersprechen sich mehr als dass sie sich ergänzen. Norbert Gstrein, der einerseits einen geradezu konventionellen Erzählstil pflegt, der mit vielen Dialogen, Cliffhangern und Szenewechseln ein wenig interessanter gemacht werden soll, weiß andererseits, dass sich Geschichten nicht mehr wie im 19. Jahrhundert erzählen lassen. Umso erstaunlicher ist eine gewisse Langatmigkeit und Umständlichkeit. Das wichtigste scheint diesem Buch doch zu fehlen: Konzentration und innere Notwendigkeit. Man fragt sich nach einer Weile außerdem, welche Faszination wohl von diesem John ausgegangen sein mag, dass sich jemand auf dieses Abenteuer der Spurensuche einlässt – Gstreins Sprache vermag das ebenso wenig zu vermitteln wie sie die Absolutheit dieser Freundschaft zu verbürgen vermag. Alles bleibt immer ein wenig behauptet: das aufregende Leben Johns, die Komplexität seines Charakters, die Konflikte, in denen sich die Figuren zu befinden scheinen. Durchzogen ist der Text von ziellosen Abschweifungen, Nebensträngen, einer unentschiedenen Konstruktion. Der Held irrt durch die Geschichte und diverse Länder, lässt viele Figuren zu Wort kommen, aber oftmals wissen sie wenig Bemerkenswertes zu verkünden. Auch vor Kolportage schreckt Gstrein nicht zurück, zumal dann, wenn er sich über den österreichischen Literaturbetrieb lustig macht und einige dechiffrierbare Protagonisten des Kulturlebens vorführt. Geschildert wird das alles in einem beiläufigen Ton, der allerdings vor Manierismen nicht schützt:

Zitat 3

„Stets ließ er es sich angelegen sein, deutlich zu machen, dass er ihn am liebsten gar nicht erwähnen würde...“

Beitrag

Dann wieder gibt es laue Anekdoten, die uns den toten Helden bemerkenswert machen sollen:

Zitat 4

„Als ich die Mappe durchblättere, erinnerte ich mich an einen von Johns Sprüchen, wie sie notorisch nicht ganz geschmackssicher waren. Er hatte gefragt, was Frauen und Gedichte verbinde, und, als ich keine Antwort gab, lachend gesagt, sie kämen von allein und machten ihm keine große Mühe.“

Beitrag

Norbert Gstrein ist ohne Zweifel ein bedeutender, raffinierter Erzähler – das hat er etwa mit seinem Roman „Die englischen Jahre“ bewiesen; er weiß um die Doppelbödigkeit von Identitätskonstruktionen und die heimlichen und unheimlichen Verbindungen, die zwischen Individuen und der großen Geschichte verlaufen. So versucht er auch in seinem neuen Roman „In der freien Welt“ – natürlich ist das ein ironischer Titel – noch eine weitere Ebene einzuziehen: Nicht nur eine Lebensgeschichte soll nacherzählt werden, sondern diese ist aufs Engste verknüpft mit unserer Zeit, vor allem dem Palästina-Konflikt. Bei einem Literaturfestival nämlich lässt er den Zionisten John auf den kämpferischen jungen Palästinenser Marwan treffen. Auch dieser Verbindung geht Hugo nach, gerät bei seinen Recherchen in Israel und in Gaza selbst zwischen die Fronten, weiß bald nicht mehr, wie er in diesem verfahrenen Kampf festen Grund unter die Füße bekommen könnte – das ist ihm angesichts der politischen Situation im Nahen Osten kaum zu verdenken. Dennoch hat man das Gefühl, die Wohlabgewogenheit der vorkommenden Stimmen würde sich auch in einer Reportage fürs öffentlich-rechtliche Fernsehen gut machen. Ein bisschen blutleer ist das. Leider. Denn das Thema, das hat es in sich. Einmal, bei einem Streit, an den sich der Erzähler erinnert, berühren John und Hugo eine der Grundfragen der Literatur:

Zitat 5

„Wir hatten damals über den Roman eines jungen amerikanischen Autors geredet, der gerade erschienen war, und im Hin und Her nicht gemerkt, dass wir schon lange nicht mehr darüber sprachen, sondern dass John auf mein Schreiben und ich auf sein Schreiben zielte.

Es war um die alte Frage gegangen, wieviel Leben, wieviel Form die Kunst brauche, nichts, worüber man sich unversöhnlich in die Haare geraten musste, aber wir verbissen uns ineinander.“

Beitrag

Gstrein hat versucht ein pralles Leben in eine vielschichtige Form zu gießen. Herausgekommen ist kein gänzlich missratener, aber ein doch irgendwie halbgarer Roman.

Roland Krause: Hurenbalade

Von Arndt Peltner

Das Schicksal, das ist ja auch eine Hure und gezahlt hat der Reinhard schon im Voraus”.

Der Schlußsatz der Hurenballade, die Titelgeschichte der 13 Stories des Münchner Autors Roland Krause, die nun im Balaena Verlag erschienen sind. Krause ist Anfang 50, schreibt neben seinem Job als Sozialarbeiter und Therapeut Romane und Kurzgeschichten. Und vielleicht ist dieser Beruf an den Brandstellen der Gesellschaft auch der Grund dafür, dass der Autor ein begnadeter Hinseher und Hinhörer ist. Seine beschriebenen Lebensgeschichten hinterlassen immer einen faden Geschmack. Man wünscht sich als Leser manchmal einen anderen Ausgang, doch weiß genau, so spielt das Leben, das eben kein Ponyhof ist. Roland Krause blickt nicht in die Villengegenden, schaut nicht auf die Schickeria. Vielmehr könnte der eine oder die andere seiner Darsteller der Nachbar von oben, die Frau aus dem Nebenhaus sein. Jemand, dessen Gesicht man kennt, an dem man tagtäglich vorbei läuft, vielleicht mal grüßt und dann sagt “da schau her”, wenn man die Todesanzeige in der Zeitung liest.

Roland Krause hat zuvor drei Krimis um den Münchner Hauptkommissar Josef Sandner für den Piper Verlag geschrieben. Schon da fielen mir seine scharf formulierten Umschreibungen der Handelnden auf. Auf diese Blickweise der Mitmenschen baut er auch seine Kurzgeschichten auf. Auf den wenigen Seiten einer Story lässt er einen Alltag entstehen, in dem “Menschen” leben. Es sind keine Kunstgestalten, keine Superhelden, keine geschniegelten und gestriegelten Zeitgenossen, keine “In-People”. Krause ist der stille Beobachter in einer Großstadt, in der das Leben nicht perfekt ist, auch wenn wir das gerne so hätten. Menschen um uns herum leben und leiden, trinken und weinen. Sind depressiv, traurig, einsam. All das beschreibt Roland Krause in seinen Geschichten. Stellenweise süffisant, mit Humor, der durchaus auch manchmal schmerzt. Ja, auch das ist das Leben, man labt sich an dem Schicksal der anderen.

Und da ist doch auch immer ein kleiner Lichtstrahl, der durch den dunklen Vorhang des mürbe machenden Alltags kommt. Ein bißchen körperliche Wärme, Hilfe für Hilfesuchende, Mitgefühl, Empathie, Nachbarschaftssinn, Freunde, die man nicht glaubte zu haben, Hoffnung am scheinbaren Ende eines Lebens.

In den 13 Stories der "Hurenballade" bekommt der Leser einen Eindruck auf das Leben zwischen Hochglanzmagazinen und "Reality TV". Die Handlungen spielen in München, doch es könnte jede andere deutsche Stadt sein. Die Sprache die Krause wählt ist überlegt und treffend, mal knapp, dann wieder fulminant in der Wortwahl. Immer wieder durchmischt er seine Sprache mit Dialekt, doch das gibt seinen Beobachtungen eine besondere Art der Nähe. Auch als Nicht-Bayer versteht man die Worte. Wenn man an die bayerische Landeshauptstadt denkt, kommt einem der FC Bayern, das Oktoberfest, die CSU und die Kulturmetropole München in den Sinn. Genau vor diesem Hintergrund, doch ohne ihn anzusprechen, lässt Roland Krause seine Handelnden leben. Er zeichnet ein ganz anderes Bild, eines, das wir die Normalsterblichen, die 99 Prozent, alle kennen. Und er als Sozialarbeiter an den Wunden und Narben der Gesellschaft erst recht. Doch hier schreibt kein Sozialpädagoge mit erhobenem Finger, kein selbsternannter Besserwisser mit mahnenden Worten und schon gar nicht ein Weltverbesserer mit politischen Lösungsvorschlägen.

All das ist dem Autoren fremd. Krause ist vielmehr derjenige, der in der Eckkneipe an seinem Bier nippt und still den Gesprächen der Umstehenden zuhört, der im Café sitzt und sich Notizen macht. Er lässt das Leben sacken. Er sieht die Leute um sich herum. Nicht nur die junge, gutaussehende Frau, die auf ihren High Heels in der Innenstadt vorbei stöckelt oder den erfolgreichen, gegelten Geschäftsmann an der Ampel, der in seinem neuen Porsche ins iPhone brüllt. Das ist München, das ist eine Metropole, wie wir sie oftmals wahrnehmen. Glanz, Glitter, Gloria. Doch das ist nicht das Leben, wie es uns Roland Krause beschreibt, wie wir es kennen. Er zeigt uns den Alltag, blickt hinter die Türen des Nachbarn im Hochhaus, in der Sozialbausiedlung, er erzählt die Geschichten der Menschen in der Stehkneipe, an der wir morgens und abends vorbeilaufen. Ohne zu werten, öffnet Krause nur die Tür für uns, damit wir, die Leser, einen Blick hineinwerfen können.

"Hurenballade" ist eine beeindruckende Sammlung von 13 lebensnahen Kurzgeschichten, die einen am Schluß berühren. Doch genau das sollen Short Stories auch erreichen.